Nach dieser endlichen Erfüllung des erwarteten Wunders mochte ich die alten Götter nicht länger versuchen. Heimkehrend über die köstliche Enge von Messina, zwischen dem Thyrrhenischen und Jonischen Meere auf dem Trajekte hinübergeleitet, erfreute ich mich immer wieder an der herrlichen Küstenfahrt, die von San Giovanni bis Genua durch Hunderte von Tunnels führt, Zeugen menschlichen Sieges über die Widerstände eigenwilliger Naturdämme. Stets aufs neue sah ich mit teilnehmendem Interesse, wie zielbewußt dem Boden der Erniesegen abgerungen wird. Oft ranken sich die Weinreben von Obstbaum zu Obstbaum, und im sauber beackerten Grunde darunter wird noch Gemüse aller Art gezogen. Dreifache Frucht! Siziliens und auch Italiens schlichtes Landvolk versöhnt einen mit dem überbetriebsamen Städter, und die freundliche Bereitwilligkeit, den kargen Tagesproviant mit jedem Fremdling zu teilen, läßt einen sogar die Habgier vergessen, mit der die Großstadthotels den zu „ganzer Pension" versklaven wollen, der doch — um Land und Leute wirklich kennen zu lernen und so die Völkerbundideen im Blute zu realisieren — einzig Interesse an Freizügigkeit hat.

Ein letztes Bekenntnis wirst du mir aber, trotz allem, hoffentlich nicht versagen: Als ich schließlich, von den rauhen Anstiegtälern des Gotthard herab, über den tiefgrünen Bodensee, durch die maimilden Hügelketten des Allgäu der Heimat zustrebte, als ich zum anderen Male Birken und Eichbäume, domhallende Tannenwälder sah und die nicht von Menschenhand bedrohten Vögel singen und zwitschern hörte, ging mir erst so recht ehrlich das Herz auf. Was wir, eingekreist wie wilde Tiere im Naturschutzpark, unter dem Drucke des Zwanges gewannen, wahre, liebevolle Kenntnis unseres Landes, das sollen und wollen wir nie wieder verlieren! Und ich bin glücklich darüber, durch diese jüngste Auslandreise in gepriesene Himmelsstriche aufs neue die eigene Schönheit unseres Deutschland empfunden zu haben.

In Treue
Dein Gustav Herrmann.

Das Mangobaum-Wunder

(Etwas über Fakire und Fakirwesen.)
Von Leo Erichsen.

(Nachdruck verboten.)

Das Fakirtum hat von jeher einen besonderen Reiz auf den Europäer ausgeübt. Die Distanz zu ihm ist zu groß, als daß es mit dem Maßstabe gemessen werden könnte, den man an ähnliche Erscheinungen des Abendlandes anzulegen gewohnt ist. Der mystische Schleier, der um seine Phänomene gewoben ist, läßt deren Realität schwer oder gar nicht erkennen. Gewiß bedingt auch hier die Einstellung, die von vornherein der Zuschauer zu den Experimenten nimmt, sehr häufig deren starke Wirkung. Wer erfüllt ist von dem Verlangen, endlich das Wunderland zu schauen, nach dem ihn von Jugend auf die Sehnsucht treibt, den Boden Indiens betritt, wer Fakirdarbietungen, über die ihm urteilslose Reisende berichteten, bereits als unbedingte Wunder anerkennt, ehe er die ersten zu Gesicht bekam, wer in Delhi, in Colombo oder auf dem Tempelplatz von Benares unter allen Umständen die Bestätigung dafür sucht, daß es einer bestimmten Kaste von Menschen gegeben sei, sich über alle Naturgesetze zu erheben, der wird sicher in dem Schauspiel, das man ihm hier bietet, die Summe jener Unbegreiflichkeiten schauen, die er als selbstverständlich vorausgesetzt.

Allein der nüchternere und vor allem geschulte Reisende wird vielfach dort, wo seine Freunde und Fahrtgenossen Wunder zu sehen glauben, jene Darbietungen feststellen können, mit denen in Europa die großen Illusionisten u. Zauberkünstler verblüffen. Aber auch ihm wird ein Teil der Fakirexperimente ein noch ungelöstes Rätsel bleiben. So ist es verständlich, daß in jüngster Zeit eine Schar von scharfen Beobachtern, die zugleich psychologisch geschult sind, versucht haben, den Fakirexperimenten auf den Grund zu gehen. Dieser Erklärungseifer schießt manchmal weit am Ziel vorbei. So ging kürzlich durch die Presse die Nachricht, daß einem Arzt gelungen sein soll, das Wesen des Mangobaum-Wunders, des berühmtesten und populärsten Fakirexperimentes, restlos zu klären. Ein Stock soll in eine Schüssel mit Flugsand versenkt werden, an ihm befänden sich eine Anzahl Stabheuschrecken in starrem Zustande, die langsam, während der Fakir den Stock an die Oberfläche zieht, zum Leben erwachen und so allmählich das Bild eines mit vielen kleinen Zweigen und schmalen Blättern versehenen Baumes vortäuschen helfen. Diese Erklärung hat schon für den Laien etwas stark Unglaubwürdiges an sich: Stabheuschrecken, die in einer Sekunde sofort die gewünschte Haltung einnehmen, würden an Dressur die klügsten Vierkunftier übertreffen. Die Erklärung ist aber auch, wie ich aus eigener Erfahrung feststellen kann, vollkommen falsch.

Das Mangobaum-Wunder kommt in zweierlei Formen zustande: durch Suggestion sowohl wie durch einen geschickten Taschenspielertrick. Die Suggestion wird angewandt, wenn die Vorbedingungen hierzu besonders günstig sind. Und jeder, der mit den Erwartungen auf Sensationen, die jenseits des Menschenerklärbaren liegen, nach Indien kommt, ist natürlich einer Suggestion besonders zugänglich, ähnlich dem Spiritisten, der die Sitzung in der Erwartung beginnt, heute unbedingt Botschaften aus der vierten Dimension zu vernehmen. So fällt es dem Fakir nicht schwer, durch die Suggestion einem großeren Kreise von Personen das Wachsen eines Mangokernes vorzutäuschen, den er eben in eine mit Erde gefüllte Schale versenkte. Und dies um so mehr, weil schließlich jeder der Zuschauer bereits einmal etwas von diesem Mangobaum-Wachsen gehört hat, es also von vornherein erwartet und dadurch die Suggestion ungemein begünstigt. Ebenso bleibt das Seil, das der Fakir längere Zeit in der Luft schwingt, um es dann hoch zu werfen, stehen, während die photographische Kamera nur eine Reihe gespannt in die Höhe blickender Gesichter, aber kein Seil verzeichnet, sondern nachweist, daß das Seil ruhig auf dem Boden liegt.

Weit weniger aber, als der Laie ahnt, stützt sich der Fakir auf seine Fähigkeiten als Suggestor. Er greift eher zu dem sicheren Mittel der bewußten Täuschung durch seine Handfertigkeit. Die Kaste der Fakire bringt die geschicktesten Gaukler der Welt hervor und die größten Illusionisten Europas und Amerikas — etwas Great Goldin, der einstmals unter dem bescheidenen Titel: Der Illusionist der Könige — der König der Illusionisten ganz Europa bereiste — verdanken ihre Haupterfolge den Tricks, die sie von den Fakiren gelernt haben. So die Reisschalen, deren Inhalt sich in Wasser verwandelt, oder die festverschlossenen Tücher, deren Knoten sich scheinbar von selbst löst oder das Verschwinden aus einem verschlossenen Korbe.

Das Wachsen des Mangobaumes wird nur in einer einzigen Form ausgeführt und diese besteht in dem Auswechseln einer Anzahl Pflänzchen und Pflanzen in steigender Größe vom zartesten Keimblatt bis zum ausgewachsenen Baum von ein viertel Meter Höhe.

Die Möglichkeit des Vertauschens wird dem Fakir durch das große Tuch erleichtert. Er steckt ein Samenkorn in die Schüssel, breitet ein Kaschmir-Tuch darüber aus, zieht dieses wieder weg und zeigt, daß das Korn bereits ein Keimblatt getrieben hat. Er deckt das Tuch von neuem über den Keimling, nimmt es wieder fort und die Pflanze hat sich in eine bedeutend größere verwandelt; wieder wird in großem Schwunge das Tuch über die wachsende Pflanze gebreitet, wieder wird es entfernt, und der Mangobaum hat eine Reihe neuer Blätter angesetzt. Das Tuch ist doppelt und wird in ganz bestimmter Weise festgehalten. In seinen Falten sind Pflanzen verschiedener Größe verborgen, die an Stelle der Wurzel eine Bleikugel mit Spitze tragen; sodaß die Pflanze, nachdem sie unter dem Schutze des Tuches herausgefallen ist, senkrecht in der Erde stehen bleibt. Beim nächsten Auflegen des Tuches wird sie geschickt entfernt und stets durch eine größere Pflanze ersetzt. Wer das Becherspiel europäischer Gaukler kennt, wird diese Erklärung noch besser verstehen.

Das sogenannte Mangobaum-Wunder wird nur in dieser Form ausgeführt; daß diese so selten erkannt wird, liegt an der zu geringen Schulung des Zuschauers und vor allem an der fabelhaften Geschicklichkeit des Fakirs, der von Jugend auf — in seiner Kaste — für diesen Beruf erzogen wird und diesem sich mit einer Innerlichkeit hingibt, die stets vorhandene Fähigkeiten noch gesteigert hat, nämlich mit einer religiösen Inbrunst. Ob auf den Straßen Indiens ein Fakir oder ein Nur-Gaukler vor uns steht, kann der Europäer nicht unterscheiden. Handelt es sich aber um einen echten Fakir, dann wird dieser bei allen seinen Darbietungen von seinem religiösen Eifer geleitet und so betrügt er auch, fast möchte ich sagen, zur höheren Ehre Gottes. Darum erreicht er auch die höchsten körperlichen Leistungen, wie das „Sich-begraben-lassen" (d. h. er macht einige Wochen eine Art Winterschlaf durch wie die Tiere, die während der kalten Jahreszeit in eine völlige Erstarrung verfallen, aber natürlich doch am Leben bleiben). Und so nähert sich der Fakir langsam der Brücke, die zu den Yoghis führt, obwohl zwischen beiden eine große Kluft besteht. Ich möchte diese in die Formel fassen: Der Fakir ist der Meister des eigenen Körpers, der Yoghi der des eigenen Geistes, beziehungsweise der eigenen Seele. Um beide näher kennen zu lernen, muß man Indien besuchen. Denn weder ein Fakir noch ein Yoghi werden je in Europa anzutreffen sein, da ihnen ein heiliges Gesetz das Verlassen des Bodens ihres Mutterlandes verbietet, ein Gesetz, das oft so eng ausgelegt wird, daß mancher Fakir, wenn er, eine Kluft überquert, eine Handvoll Erde mitnimmt und sich im Kahn oder auf der Fähre auf diese stellt, um auf diese Weise stets den Boden Indiens unter seinen Füßen zu wissen.

Am Ausguck

Sonderbarkeiten bedeutender Männer.

Der gelehrte Scaliger konnte keine Brunnenkresse sehen, ohne zusammenzuschaudern. Der Marschall d'Albert floh vor einer Herde Schweine. Heinrich 3. von Frankreich hatte einen solchen Widerwillen gegen Katzen, daß er es in keinem Zimmer aushalten konnte, wo eine war. Tycho de Brahe veränderte seine Farbe, wenn ihm ein Hase oder Fuchs in den Weg lief. Vako fiel in Ohnmacht, so oft eine Mondfinsternis eintrat. Der Freidenker Hobbes konnte in der Nacht nicht ohne Licht sein. Der berühmte französische Maler Grimour hatte vor Gewittern große Furcht. Um sich vor dem Blitze zu schützen, erfand er folgendes drollige Mittel. Sobald er herannahende Gewitter gewahrte, ließ er einen großen kupfernen Kessel ausleeren, setzte sich hinein und ließ den Deckel über sich zulegen. Von Zeit zu Zeit hob er den Deckel mit dem Kopf in die Höhe, um zu fragen, ob es noch blitze. Dauerte das Gewitter fort, so kroch er wieder hinein, ließ den Deckel zufallen und ging nicht eher aus dem Kessel heraus, bis man ihm hoch und heilig versicherte, das Gewitter vorüber sei.

Mittel zum Zweck.

Kurz vor der Revue fragte Friedrich den Obersten nach seinen Offizieren. Der Oberst lobte sie nach der Reihe, nur über den Rittmeister D. zuckte er die Achseln und drückte den Wunsch aus, er möchte vom Regiment versetzt werden. Der König, der wohl wußte, daß der Oberst dem Rittmeister nicht wohlwollte, fragte nach der Ursache und erfuhr, daß der Rittmeister saufe, was Friedrich im höchsten Grade zuwider war. Bei der Revue fand er sämtliche Offiziere mittelmäßig, nur den Rittmeister, den er absichtlich aufs Korn nahm, mit seiner Schwadron musterhaft. Nach der Revue nahm der König den Obersten auf die Seite und sagte zu ihm: „Weiß Er was, sauf Er auch!"

Der Offizierspelz.

Der alte Fritz sah es nicht gern, wenn seine Offiziere Pelze trugen. Eines Tages kommt er in das Vorzimmer zu seinem Arbeitsraum, als er am Kamin einen zum Trocknen aufgehängten Pelz sieht. Wütend nimmt er ihn und wirft ihn ins Feuer.

„Hat er sonst noch etwas zu sagen?" herrscht er den diensthabenden Offizier an.

„Nein, Majestät. Ich weiß aber nicht, was der englische Gesandte sagen wird, der den Pelz hier zum Trocknen aufgehängt hat."

Der alte Wrangel.

Der alte Wrangel war ein tüchtiger Mann, aber in der Orthographie nicht sehr bewandert. Mit mir und mich stand er jedenfalls wie mit seinem erbittertsten Feind auf Kriegsfuß. Doch aus der Ruhe ließ er sich nie bringen, und eine hübsche Portion Selbstbewußtsein besaß er auch. Man erzählt sich eine Menge Geschichten von ihm. Er hatte eine höchst energische Frau, die ihn gut im Zügel hielt. Als er im Jahre 1848 in Berlin einziehen wollte, hatte man ihm gedroht: zur selben Zeit seines Einzuges würde man in Stettin seine Frau erhängen. Als er in Berlin zum Brandenburger Tor einzog, sagte er schmunzelnd und seelenruhig zu seinem Adjutanten: „Mir soll bloß wundern, ob sie ihr aufgehangen haben!" — Eines Tages sollte er Friedrich Wilhelm 4. über einige Offiziere Auskunft geben, die zur Beförderung vorgeschlagen waren. Er schrieb von einem Leutnant: „. . . halte ich für den feigsten Offizier." Majestät, darüber erstaunt, ließ Wrangel rufen: „Aber, Wrangel, wie können Sie mir den feigsten Offizier zur Beförderung vorschlagen?" Wrangel ist bestürzt, dann nimmt er den Brief und sagt verwundert: „Majestät, hier steht doch deutlich der Fe-igste!" (Fähigste). — Nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen 1864 dankte Majestät bewegt seinen Soldaten und sagte: „Nächst dem Herrn der Heerscharen danke ich meinen braven Truppen den Sieg!" Nach den Worten „Herr der Heerscharen" meinte Wrangel stolz zu seinem Adjutanten: „Damit meint er mir!"

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 25 Donnerstag, 9. Juli 1925

Reife in der Heimat

von Wilhelm Lennemann

Durch die hohen Sommertage
Führet mich mein Wanderschritt,
Und der Himmel und die Wolken
Und die Sonne wandern mit.
Die Kartoffelfelder blühen,
Hoch im Halm der Roggen steht,
Gnadend über ihm ein Leuchten
Wie ein Odem Gottes weht.

Rade, Mohn und Königskerze
Blühn mir zu am Wegesrain,
Zwischen Gras und all die Blüten
Werf ich selig mich hinein.
Dunkel raunt's im Schoß der Erde,
Jubelfroh die Lerche singt;
Werbend in mir Erd' und Himmel
Glockenrauschend wiederklingt.

Heimat, liebe Heimateroe,
Acker, Wald und Wiesengrund,
Haltet Seele mir und Sinne
Und mein junges Herz gesund;
Füllet mich mit Kraft und Güte,
Daß ich zwinge Tag und Not,
Und mir blüh' ein Sabbatfriede
Und ein gnadend Abendrot.

Sonne flammt um Stein und Gräslein,
Um Salbei und Rittersporn,
Wider Wintersnot und Hunger
Wächst das Brot und reift das Korn . .
Einmal kommt auch mir die Stunde,
Da ich steh' in Frucht und Saat,
Da auch mich nach Not und Wunden
Krönt d ebens reifste Tat . . .

Wo ich wandre auch und weile,
Immer hält da eine Hand
Voller Liebe mich und Treue
An mein heimatliches Land.
Und ich warte, und ich reife,
Wie ein Wunder steh' ich da
Und die Erde und der Himmel
Und die Sonne sind mir nah!

Mein Alltagsweg

Von Walter Schweter.

Jahraus, jahrein, Werktag für Werktag, jeden Morgen und jeden Abend gehe ich zur Arbeit den gleichen, langen Weg.

„Wie eintönig das ist!" wird mancher denken.

Aber der Frühling, der seinen Blütenreichtum um Haus und Hof streut, die helle, warme Sommerzeit, der Herbst mit seiner bunten Pracht und des Winters Launen, lachender Sonnenschein, feuchte Nebelschleier, die durch die Gassen huschen, und der Schneeflocken lustiges Gewimmel und dann auch die mir begegnenden großen und kleinen Menschen geben ja dem Weg an jedem Tag ein anderes Gesicht.

Am liebste ngehe ist durch die kleinen Vorstadtstraßen, wo am Feierabend zwischen den Blumentöpfen junge und alte Gesichter beschaulich auf das ruhige Leben der Gassen herabschauen, wo im Herbst noch der alte, vertraute Klang der Dreschflegel zu hören ist und an Nach den Worten „Herr der Heerscharen" meinte Wrangel stolz zu seinem Adjutanten: „Damit meint er mir!"

Aus dem hastigen Treiben der Hauptstraße rette ich mich immer auf einen stillen Platz, der sich zwischen zwei von dichtem Baumgezweig überdachten Wegen friedlich breitet.

Fast jeden Tag, schon ein paar Jahre lang immer zur selben Zeit, begegnet mir hier ein junges Mädchen. Fast noch ein Kind ist's, vergleichbar mit der ersten, zarten Blütenknospe der wilden Rose, die, vom linden Hauch des Lenzes wachgeküßt, sich eben anschickt, ihre rosigen Blättchen zu entfalten. Ich weiß nicht, wo das liebe Dirnlein wohnt, nicht, wohin es in jeder Morgenfrühe geht, auch nicht, ob es schon einmal darauf geachtet hat, daß wir uns alltäglich zur selben Stunde und an derselben Stelle begegnen. Und hätte nicht nach jahrelangem Vorbeiwandern einmal eine der Gespielinnen den Namen des Kindes hinter ihm dreingerufen, dann wüßte ich auch den nicht. Zwar kenne ich nun erst den Vornamen und glaube nicht, daß ich den anderen jemals werde hören. Daß Liesel schlank und flink ist wie ein Bachstelzchen und ein helles, fröhliches Gesicht hat und helle Haare, das weiß ich natürlich schon lange, doch daß die Augen blau sind, erst seit gestern. Liesel drehte zwar das Köpfchen schnell zur Seite, als ich sie mir einmal genau habe betrachten wollen und es zuckte halb schelmisch, halb ärgerlich um die Lippen; doch jetzt weiß ich's.

Wüßte das Mädel auch, daß es mir die allerseligste Jugendzeit, als mein Schätzel gerade noch so jung und frisch und so fröhlich mir entgegenlief, an jedem Morgen von neuem vors Auge zaubert, dann trüge es vielleicht das Köpflein über den schmalen, kindlichen Schultern noch einmal so stolz.

Nach ein paar hundert Schritte und ich stehe an der kleinen Pforte des Parkes, der mir alle Morgen eine Weile in seine starken Arme nimmt.

Es hat in der Nacht geregnet. Die Wiesen duften stärker als je, und das Gezwitscher aus den tausenden kleinen Vogelkehlen verschließt dem Lärm der Straße den Eintritt in meine stille Welt.

Jetzt schlüpfe ich durch ein schmales Tor wieder auf die große Straße und stehe vor einem winzigen Laden, der sich in rührender Bescheidenheit zwischen zwei hohe, stolze Häuser eingezwängt hat.

Einmal habe ich in seiner Nähe gewohnt. Da war der kleine Raum den lieben, langen Tag angefüllt von den schmetternden Tönen aus den Kehlen eines jungen Schusters und seines Kanarienvogels. Weil ich aber ihr einziger Kunde blieb und es mir trotz meiner wanderlustigen Beine nicht gelingen wollte, die beiden lustigen Vögel satt zu kriegen, so waren sie eines Tages beide ausgeflogen und an ihrer

me saß mitten in Kartoffeln, Mohrrüben und Salat eine dicke, runde Gemüsefrau. Lange hat sie es aber in dem engen Vogelbauer auch nicht ausgehalten, trotzdem das Futter nicht gefehlt hat, denn an einem Sommermorgen desselben Jahres stand leuchtend über dem braunen Türchen ein neuer Schusterdame; der ist aber schon nach ein paar Monaten wieder mit hoffnungsvollem Grün zugepinselt worden.

Jetzt hielt ein alter, weißhaariger Zeitschriftenverkäufer seinen Einzug in das kleine Lädchen. Fast ein ganzes Jahr lang sah ich die bunten Blätter hinter den blanken Scheiben; dann saß in dem schmalen Raum wiederum ein Schuster, der aber statt des Kanarienvogels ein jungen, fröhlichen Gesellen mitgebracht hatte.

Kam ich morgens an der Werkstätte vorüber, dann sah aus einem der untersten Fenster des stolzen Hauses zur Rechten hinter den Fuchsienstöcken ein lieblices Mädchengesicht voller Erwartung nach der Tür des Meisters. Oeffnete sie sich nicht bald, dann spitzte das rotbackige Kind das Mäulchen und ein süßer Pfiff schwebte leise zur Erde nieder. Wie durch Zaubergewalt ging nun das Türchen auf, und der junge Gesell trat in Pantoffeln und hemdärmelig vor das verlockende Fenster. Ich konnte nicht hören, was die beiden sprachen, doch aus den glücklichen Gesichtern des Geplauders Inhalt mühelos lesen.

Dann bin ich auf der Landstraße, die zwischen langen Lindenreihen den Bergen zustrebt.

Dort, wo über den grünen Wipfeln das rote Dach meiner Arbeitsstätte hervorschaut, liegt eine alte Mühle. Verstummt ist ihr fleißiges Geplapper, versiegt der geschwätzige Bach.

Vor einigen Jahren wohnte die Besitzerin der Mühle, ein altes, gebeugtes Mütterchen, noch in dem grauen Gemäuer. Ich sah die Alte nur ein einziges Mal; sie stand an dem zerfallenen Zaun, hielt in der einen Hand zwei rotbäckige Aepfel, und in der anderen einen Brief und bat mich, weil er Eile habe, gleich in den nächsten Postkasten, die Aepfel aber in die Tasche zu stecken. Lachend über den ungewohnten Lohn, den ich aus der zitternden Hand aber nicht ungern entgegennahm, versprach ich, den Wunsch schnell zu erfüllen.

Dann lag die alte Mühle lange, lange verlassen in dem frischen Grün. Gras und Blumen wucherten üppig zwischen den Steinen im Hof, und die Sonnenstrahlen sahen neugierig durch die wackeligen Fensterläden ins bestaubte Innere des morschen Baus. Ueber dem verwitterten Gartenzaun guckten die rosigen Gesichtlein der Heckenrosen ins Weite und warteten auf den, der die Mühle aus ihrem Schlaf erwecken sollte.

Ich hätte es getan, wenn nur mein Geld gereicht hätte. Doch ich wäre dann ja um den mir zu lieber Gewohnheit gewordenen langen Weg zur Arbeit gekommen. Drum lasse ich sie gern einem anderen.

—⊙—

Im Unterseeboot zum Nordpol

Von Martin Wegner-Berlin.

Die Welt steht in diesen Jahren im Zeichen eines allgemeinen Wettrennens zum Nordpol und nach der glücklichen und erfolgreichen Fahrt Roald Amundsens, wenn sie auch ihr Ziel nicht ganz erreicht hat, könnte man fast von einem Nordpoltaumel sprechen. Soeben ist Amundsen nach seiner Heimatstadt Oslo zurückgekehrt, wo man ihm einen fürstlichen Empfang bereitet hat. Schon hört man von neuen Plänen Amundsens, sei es nun, daß er gemeinsam mit Dr. Hugo Eckener und Professor Fritjof Nansen oder allein mit anderen Gefährten die Fahrt unter Ausnutzung der neuzeitlichen Mittel der Technik und der Erfahrungen der Wissenschaft antritt, um den Nordpol zu erreichen. Die Zeiten sind vorüber, wo waghalsige und tollkühne Männer einem Ziele zustrebten unter Umständen, die derartige Unternehmungen von vornherein zum Scheitern verurteilten.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Eis- und Schneemassen, die Kälte, die Schwierigkeiten der Ernährung und der Unterkunft es unmöglich machen, den Pol zu Fuß, mit Schneeschuhen, mit Hundeschlitten, mit schlecht ausgerüsteten Schiffen zu bezwingen. Aber der Menschengeist mit seinem hohen Fluge rastet nicht und bedient sich der Errungenschaft der Neuzeit, um scheinbar Unmögliches möglich zu machen und alle Hindernisse zu überwinden. Die Todesfahrt Andrées in seinem Freiballon, den Pol in der Luft zu erreichen, stellte schon einen bedeutenden Schritt auf diesem Wege dar, und Andrée ist trotzdem ein Vorläufer und Bahnbrecher der Luftfahrer, die dem Pole im Flugzeug oder im Luftschiff zu Leibe gehen, so wahnwitzig und selbstmörderisch seine Fahrt ins Verderben auf den ersten Blick erscheinen mag.

In diesem Zusammenhang sei an einen Plan erinnert, der bei oberflächlicher Betrachtung zunächst ebenso selbstmörderisch anmutet, wie der des Schweden Andrée. Es handelt sich dabei um die Durchführung eines Unternehmens, den Pol unter den Eismassen mittels Tauchboot zu erreichen. Es mag dies auf den ersten Eindruck hin stark „amerikanisch“ klingen. Aber mit einem solchen Gedanken beschäftigte sich bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts der deutsche Gelehrte Dr. Anschütz-Kämpfe zu einer Zeit, als die Unterseeboottechnik noch in den Kinderschuhen steckte. Der Plan fand damals kaum irgendwelche ernste Beachtung, wurde vielmehr von Sachkundigen und Laien belächelt und geriet deshalb bald in Vergessenheit.

Im vorigen Jahre aber ging unter der aufsehenerregenden Ueberschrift „Im Unterseeboot zum Nordpol“ erneut die Nachricht durch die Presse, daß sich ein anderer ernsthaft mit der Aufgabe, eine Fahrt im Tauchboot nach dem Nordpol zu unternehmen, beschäftigte. Derjenige, der den zunächst tollkühn anmutenden Plan wieder aufgenommen hat, war diesmal wirklich ein Amerikaner, kein Schwärmer oder Stubengelehrter, sondern ein erfahrener Mann der Technik. Es war Dr. Lake, der als hervorragender Konstrukteur von Tauchbooten bekannt ist.

Nach seiner Auffassung ist bei dem Bau eines Polartauchbootes besonders zweierlei zu beachten: erstens daß Polareismassen bis zu 40 Metern unter dem Wasserspiegel eingetaucht sein können, und zweitens, daß nach den Erfahrungen der Polarforscher, selbst im Winter, allenthalben eisfreie oder mit einer dünnen, nicht schwer zu durchbrechenden Eiskruste überdeckte Stellen vorhanden sind, die kaum jemals weiter als 40 Kilometer von einander entfernt zu sein pflegen. Das Boot müßte also wenigstens solange unter Wasser bleiben können, wie zur Ueberwindung von 40 Kilometern Unterwasserfahrt nötig ist. Außerdem müßte seine Stahlumhüllung so stark sein, daß sie den Wasserdruck von einer Tiefe von 40 bis 60 Metern aushält. Beide Forderungen sind heute unschwer zu erfüllen. Da man unter Wasser nicht viel sehen kann, müßte sich das Boot wie ein Blinder, der nach vorne, nach rechts und links tastet, weiter bewegen. Lake hat deshalb, wie berichtet wurde, schon sein erstes Unterseeboot mit einem Apparat versehen, der gleichsam als Führer dient. Er ist ein in einem Zylinder beweglicher Kolben, der, wenn er auf ein Hindernis stößt, das im Zylinder befindliche Wasser hinausdrängt und auf diese Weise den Anprall mildert. Der Führer wird durch ein starkes Stahltau mit dem vorderen Oberteil des Bootes verbunden, sodaß sich, wenn von oben ein Hindernis in den Weg kommt, das Fahrzeug von selbst senkt. Lake beabsichtigte, wie damals weiter berichtet wurde, das neue Boot auch mit einer Vorrichtung zu versehen, die es ihm gestatte, wie ein Eisbrecher beim Auftauchen dünnere Eisdecken zu durchstoßen. Diese Verrichtung sollte einen aus dem Boot nach oben hervorschiebbaren Zylinder darstellen, durch den ein mit komprimierter Luft bewegter Hammer oder Eisbrecher gegen die Eisdecke arbeiten sollte.

Es entzieht sich unserer Kenntnis, ob Dr. Lake seinen Plan ernstlich weiter verfolgt und ob seine damaligen Vorbereitungen und Untersuchungen schon jetzt irgendwelche Aussicht auf Erfolg versprechen. Es mag zugegeben werden, daß uns bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft und der Technik allein schon der Gedanke: „Im Unterseeboot zum Nordpol“ auch heute noch ebenso selbstmörderisch und echt „amerikanisch“ anmutet wie damals, als ihn zuerst ein deutscher Gelehrter zu denken wagte, aber er zeigte doch, daß der Menschengeist nie ruht und rastet. Nach den gewaltigen Fortschritten des Tauchbootwesens und den bewundernswerten Leistungen der U-Boote während des Weltkrieges, schon nach den Erfahrungen von etwa einem Vierteljahrhundert, eröffnen sich auch auf diesem Gebiete für die Zukunft vielleicht heute noch ungeahnte Aussichten und Möglichkeiten in gleicher Weise wie auf demjenigen der Beherrschung der Luft, sei es nun durch Flugzeuge oder Zeppeline. Die Kleingläubigen und Zweifler sehen in dieser Hinsicht nur daran erinnert, wie seinerzeit die ersten erfolgreichen Versuche eines Lilienthal oder Zeppelin von ihnen mit einem verächtlichen Lächeln aufgenommen worden sind. Schließlich aber mußten sie doch der Weisheit des alten Griechen Sophokles zustimmen „Viel Gewaltiges gibt es, und doch ist nichts gewaltiger als der Mensch!“

„Dem Mutigen gehört die Welt“ und „Das Glück unterstützt die Tapferen“, gilt auch für die kühnen Bezwinger der Eiswelt. Vielleicht ist so die Zeit nicht mehr fern, wo wie zunächst von gelungenen, gefahrvollen Luftfahrten von Forschern mit Zeppelinen und Flugzeugen nach dem Pol und bald darauf auch von regelmäßigen bequemen Vergnügungs- und Gesellschaftsreisen nach den in der heißen Jahreszeit stark bevorzugten Nordpolgebieten, von denen einige, wie heute gewisse Bäder, den Neureichen und den oberen Zehntausend vorbehalten bleiben, lesen werden. Dann wird möglicherweise auch der heute noch auf den ersten Blick so tollkühne und geradezu selbstmörderisch anmutende Gedanke einer glücklichen Wasserfahrt dorthin dauernd seinen einfachen und selbstverständlichen Ausdruck finden in der täglichen Zeitungsüberschrift: „Im Unterseeboot U. P. 135“ zum Nordpol.“

—⊙—

Frühlings-Hummeln

Von Dr. L. Franck-Braunschweig.

Es war Ende März, und auf dem Dammhügel der Waldwiese hatte die Weide als erste die Blütenknospen aufgeschlossen.

Die Frühsonne kam immer bald zu ihr und mit ihr allmorgendlich der sonnenfrohe Immenchor, der hier bei der Weide seine erste Einkehr hielt, um Goldstaub und Pollenwachs zu heimsen.

Ein wundervolles Frühkonzert, wenn man unter dem Baume länger verweilte!

Manche möchten sagen, eintönig klänge das Ende herbei, denkt an keinen Anfang, kein Singen, Summen und Wiedersingen, dem Immersort und Immerzu so viel Ewigkeitsmusik, so viel Urweltfang und Sphärenklang, daß man die herrlichste Symphonie noch klein dagegen fände. Man sehnt keinen zweiten Teil, kein Ende herbei, denkt an keinen Anfang, kein Entstehen.

Da fällt in diese Ewigkeitsmusik mit einem Male ein neuer Ton herein, so wie in das Geläute der Kirchenglocken plötzlich die Stimme der Domglocke tönt: Eine dicke, goldgebänderte Steinhummel war vom Walde herausgekommen und umflog eine ganze Weile den singenden Baum in dem dunklen, Bass ihrer Stimme.

Aber immer enger wurden die Kreise, immer niedriger säumte sie die Weide, bis sie zuletzt im ersterbenden Tiefsang auf ein braunrotes Herbstblatt niederging, das sonnenvergoldet in meiner Nähe am Boden lag. Da saß sie, trank Sonne, Wärme und Ruhe, saß ganz still, atmete und atmete . . .

Aus dem dunklen, kalten Erdloch am Waldgraben, wo sie den Winter verbrachte, war die Hummelmutter heute zur Sonne hervorgekommen, hatte sich in den Himmel gestürzt und an dem Bienenchor um die Salweide erkannt, daß sie sich nicht getäuscht habe, daß auch ihre Stunde genaht und erfüllet sei.

Ein neu Geschlecht, eine neue Welt trug die Mutter unter dem Herzen. Die Sonne gemahnte sie daran, gemahnte sie an die hohe Pflicht, die sie indes auch ohne Bewußtsein davon nur um so tiefer empfand.

Was mußte sie, um dem zukünftigen Geschlecht die Zukunft zu sichern, alles im besonderen verrichten!

Zunächst die weiten Umfluge an Ruinen, Gemäuern, Steinbrüchen, Rainen, Halden entlang, da und dort, oben und unten in Ritze, Spalten und Luken einkriechen, forschen und ausmustern, ob das gefundene Obdach hinter der Flugklamm auch sicher, groß und warm genug sei für die Jungbrut, für die Nachkommen. Dann der Nestbau im Raume selbst, das Zerfasern von Altstroh, Mulmheu und Moosgenist und endlich das Kneten der ersten Wachstönnchen, darein die Lebenskleinode, die Eier, gelegt werden.

Als ob sie das alles überdächte und überlegte, schien die Ruhe der Hummelmutter doch kein Friede zu sein, glich sie mehr der letzten Zusammenfassung aller Kräfte für eine große, gewaltige Aufgabe.

Und so ward sie auch äußerlich unruhiger, ihr Atmenheftiger, rückte sie auf dem Blatt hin und her und immer der Sonne nach, wendete sich und drehte sich, nahm in sich auf, was da an Kraft vom Himmel herabströmte. Nun rieb sie sich tüchtig mit den Vorderbeinen Augen und Fühler klar, bürstete den Goldseib vom Winterstaub frei, überfuhr noch die Schwingen und hob sich dann mit froherem Glockenton in den silberblauen Himmelsraum . . .

Aber einige Wochen nur vergingen, und es flogen um die Blumen des Kiesenhügels Hummeln derselben Bemalung und Farbe, doch nur von halber Größe, als die der Mutter war.

Und das waren die ersten erwachsenen Kinder, die nun als tüchtige Arbeiter für die sich stets mehrende Familie, für die Brut und den Wabenbau Honig und Wachsgold eintrugen.

Die alte Hummelmutter aber lebte schon nicht mehr. Am verfallenen Steinbruch hinter dem Holze hatte sie damals in einer Felsspalte mit weiter Ausbuchtung nach innen ein prächtiges Gelaß gefunden, hatte dann alles sein säuberlich hergerichtet und auch die ersten Flüge und Ausfahrten ihrer Kinder noch glücklich mit erlebt. Dann aber war sie schwächer und schwächer geworden, fliegen konnte sie längst nicht mehr, da ihre Schwingen verstümmelten; neue Weibchen waren junge Mütter geworden, und so hing sie eines Morgens tot am untersten Wachskegel des aufstrebenden Hummelstaates.

Und dann hatte man sie hinausgetragen und zwischen die aufschießenden Halme des nächsten Grasbüschels zur letzten Ruhe gelegt.

Die jungen Mütter aber haben ihr Erbteil übernommen: wenn der Hummelstock nach der Hochblüte des Sommers im Spätherbst verkümmert und abstirbt, nehmen die letzten Hummel-Mütter oder auch die letzte denselben Glaubendieselbe Hoffnung mit in den Winter hinein.

—⊙—

Eine seltene Planetenzusammenkunft

ereignet sich in den Tagen um den 12. Juli am dämmerhellen Abendhimmel. Nach den Gesetzen der kosmischen Bewegung werden sich dort nämlich die drei großen Planeten Mars, Merkur und Venus begegnen und auf einem so engumgrenzten Raum zusammentreten, daß die Vollmondscheibe mehr als hinreichend wäre, die drei Sterne zu bedecken. Berechnen wir die Stellungen der genannten drei Wandelsterne für jeden einzelnen Tag des Monats Juli, so zeigt sich, daß am Monatsersten Mars am weitesten links, Venus in der Mitte und Merkur am weitesten rechts stand, dieser letzte in den Strahlen der Sonne noch nicht wohl sichtbar. Mit fortschreitendem Datum beginnen dann Venus und Merkur immer erfolgreicher im kosmischen Wettlauf, den trägeren Mars mehr und mehr einzuholen, bis sie am Abend des 9. Juli schon so weit vorgedrungen sind, daß man von einer auffallenden Konstellation sprechen kann. Im Feldstecher erscheinen die drei Abendsterne etwa dreiviertel Stunden nach Sonnenuntergang im Nordwesten, nur wenig links von der Stelle, an welcher der Sonnenball untergegangen ist, nicht hoch am dämmerhellen Himmel, um nach kurzer Zeit ebenfalls zu versinken. Am Abend des 10. Juli haben Merkur und Venus Mars schon nahezu eingeholt. Die Konstellation ist kurz vor dem Untergange der Gestirne an diesem Tage von besonderer Schönheit. Merkur und Venus stehen sich so nahe, daß das freie Auge sie kaum zu trennen vermag und im Opernglas oder Feldstecher erscheinen Merkur, Venus und Mars auf einmal im Gesichtsfelde. In derselben Nacht noch überholen Merkus und Venus sich gegenseitig und auch den Mars. So kommt es, daß der Abend des 11. Juli eine gänzlich veränderte Stellung darbietet. Standen am Vortage Merkur und Venus rechts vom Mars, so sind sie an diesem Abend links von ihm zu finden. Venus ist dabei weitaus das hellste unter den drei Gestirnen, Mars ist am schwächsten. Wer ein starkes Fernrohr besitzt, wird auch die Scheibengestalten der drei Planeten (bei mindestens vierzigfacher Vergrößerung) gut zu unterscheiden vermögen. Mars erscheint dann als verhältnismäßig kleinste, dafür aber kreisrunde Scheibe, Merkur etwas größer, ähnlich dem Monde, wenn er zu dreiviertel voll ist, Venus aber erscheint mehr als doppelt so groß denn Mars und fast ebenso voll wie dieser, wenn auch eine kleine Lichtsichel schon von der reinen Kreisgestalt fehlt. Am folgenden Abend, dem 12. Juli, ist das Sternpaar Merkur-Venus schon so weit nach links von Mars abgerückt, daß man von einer Löfung der engeren Zusammenkunft sprechen muß. Unter sich aber bleiben Merkur und Venus noch verhältnismäßig lange am Himmel zusammen. Bis zum 17. bleibt ihr Abstand gering, erst dann vergrößert er sich allmählich. Hatte vordem am 11. Juli Merkur auch Venus überholt, als er an Mars vorbeiging, so verlangsamt er gegen Monatsende seinen Lauf mehr und mehr, so daß jetzt Venus ihn wieder einholt und an ihm, allerdings etwa sieben Vollmondsbreiten nördlich, vorübergeht.

Bedenkt man, daß selbst Kopernikus, der berühmte Begründer unseres heutigen Weltbildes, nach welchem die Wandelsterne um die Sonne kreisen und nicht die Erde der Mittelpunkt des Alls ist, noch auf seinem Sterbebette bedauert haben soll, den sonnennahen Planeten Merkur Zeit seines Lebens nie gesehen zu haben, so muß man die seltene Gelegenheit, diesen flinksten aller Wandelsterne mit Hilfe des schönen Sterns der Liebesgöttin leicht finden und ins Gesichtsfeld des Opernglases oder Feldstechers bannen zu können, als eine besonders günstige und reizvolle betrachten. Versäume darum kein Sternfreund, die Abende vom 9. bis 15. Juli nach dem Dreigestirn am dämmernden Nordwesthorizonte Ausschau zu halten.

M. Valier.

—⊙—

Primavera Siciliana

Ein Reisebrief.

Lieber Freund!

Die ewige Sonnensehnsucht, die heidnischen Urvätertriebe wachten übermächtig in mir auf, als ich deine dionysisch beschwingten, letzten Lobgesänge aus Girgenti und Syrakus erhielt. Und nun siehst du mich auf deiner Fährte. Leicht ist mir der Entschluß nicht geworden, denn ich bebte zurück vor dem ersten Eindruck, den die mit krampfhaften Veritalianisierungen der Stationsnamen heimgesuchten Orte beim Passieren auf mich machen würden, in deren deutschem Schoße ich einen ganzen Teil meiner Jugend verbrachte. Du tiefgrünes Nizenauge — Brennersee, du lichte Gotensiedlung Gossensaß, du Hans Sachsisches Sterzing! Brennero — Colle Isarco — Vipiterro!

Und doch! Kann der Fleck Muttererde dafür, daß auf ihm eine Judastat geschieht? Soll man den eingeborenen Glauben an die Schönheit ertöten, ihre Tröstungen fliehen, weil Menschenwahn und Wirrung im Schatten ihrer ewigen Größe ein zu frühem oder spätem Ende verurteiltes Dasein fristet? Und endlich — wie wenig Anteil hat die Masse der Völker an dem Hazardspiele, das eine mit ehernem Gewissen ausgestattete Kaste Politik nennt!

So verschloß ich denn diesen Gefühlen für den nötigen Alpenübergang mein Herz, und ich hatte es nicht zu bereuen. Denn deutsch in Farbe und Formen, in Luft und Licht waren die Berge, grüßten mich die Täler hinab noch über die Feste bis zum alten Bozen Walters von der Vogelweide. Was vermag eine Stationsmütze in fremden Farben gegen den Atem der treuen Scholle? Im übrigen flogen wir nur so dahin, denn dies muß man den italienischen Bahnen nachrühmen — sie fahren ganz vorzüglich; auch war ich von der Sauberkeit der Wagen überrascht. Ob der heilige Mussolini, dem man alle Fortschritte im Lande zuschreibt, auch hierbei seine Hand im Spiele hat — ich weiß es nicht. Jedenfalls aber hat er das Lungern der Bevölkerung bedeutend gedämmt — ganz Italien macht den Eindruck eines zielbewußten Arbeitsstaates, und das dolce far niente des einheimischen Bummlers, der sich, im Campagnagrase auf dem Rücken liegend, die Sonne auf den Bauch scheinen ließ, gehört so ziemlich der Geschichte an. Dagegen stolzieren in komischer Würde polizeiliche Dreimaster, mit rotgestreiften Hosen, und lassen in einem theatralische Reminiszenzen aufklingen, präsentieren die Bahnhofswirte für geringes Geld Papiersäckchen mit noch warmen Omeletten und Buletten, mit Obst, Käse und einem Fiasco Chianti. Und die sorglich gehütete Legende, man lebe auf der Reise in Italien spottbillig, viel billiger als im Reiche der Rentenmark, ist immerhin hier noch leidlich haltbar. Sobald man aber eine Großstadt betritt, hört für den nicht Einheimischen, besonders aber für den nicht der italienischen Sprache zuverlässig Mächtigen jede Berechnung auf. Dir altem Italienfahrer, lieber Freund, werde ich ja nichts Neues sagen. Du weißt: Der Fremde, als solcher erkennbar, ist in ganz Norditalien bis herab nach Bella Napoli, wo dies Moment bis ins Gigantische wächst, ein Objekt unverhohlener Ausbeutung. Da wir einmal bei dieser Schattenseite des Sonnenlandes mit den tausend Farben sind, muß ich noch Einiges zur Aufklärung vieler sagen: Was Italien (nicht Sizilien, davon später!) an Essen und Trinken billiger ist, wird reichlich wett gemacht durch die Forderung der Hotels (so weit sie wenigstens annehmbare Unterkunft bieten). durch Trinkgeider und hundert Nebenspesen. Selbstverständlich ist das Anbieten von „Maskaronigeldern“ in den staatlichen Galerien usw. strengstens verboten, anscheinend aber nicht das Annehmen. Letzten Endes ist dies überall das Gleiche, wo Fremdenströme fluten; was aber besonders der Deutsche — durch sein eigenes Verhalten — unbedingt bekämpfen müßte, das ist die Arroganz, mit der man sich über die Existenz seiner Sprache hinwegsetzt. Anerkannt — vom Hotelchef bis hinunter zu den radebrechenden Kutschern, Eseltreibern und Fremdenführern — ist die Tatsache, daß ganz verschwindend wenig Franzosen, nur ein mäßiger Bruchteil Engländer und Amerikaner, bei weitem aber am meisten Deutsche ihr Geld nach Italien tragen. Und doch ist derjenige unserer Landsleute verloren, der glaubt, sich auf seine Sprache stützen zu können. Französisch wird ziemlich viel (trotz einer unverkennbaren Antipathie) verstanden, englisch spricht fast jeder Hote pucher.

Und die meisten Deutschen sind so zagen Herzens, lieber ein schlimmes Französisch, oder ein unmögliches Englisch zu verzapfen, als es wenigstens erst deutsch zu versuchen! Der Italiener wird heißt um die Düngung seines Kapitalbodens mit dem Leibe unserer reisefustigen Volksgenossen: blieb der Deutsche fort, so wäre dies ein empfindliches Defizit in seinem Budget. In wenig Jahren würde der romanische Geschäfts- und Profitsinn dann automatisch diesem erniedrigenden Zustande ein Ende machen, daß man sich mit Minderheiten in ihrer Zunge verständigen zu müssen glaubt, die Mehrheit dagegen, durch Nichterlernung ihrer Sprache, geringschätzig behandelt. Und da ich einmal im Zuge bin — lieber Freund — wie konntest du Lebenskünstler auf den absurden Gedanken kommen, mir das Reisen mit der „Ermäßigung“ der gräßlichen „Tessera Personale“ anzuempfehlen? Dieses, in einem haarsträubenden Deutsch zusammengestoppelte Marterwerkzeug ist in der Unklarheit seiner Paragraphen geradezu ein Musterbeispiel des Gimpelfangs. Bitte propagiere mit mir bei jedem Italienanwärter den Satz: Zahle den ehrlichen Fahrpreis, laß dich nicht in den Schraubstock der „Tessera“ spannen, dann kostet dir der Genuß deiner freizügigen Reise wenigstens nur Geld, und nicht auch noch Nerven und Galle dazu!

Sobald man den Fuß in Palermo aufs Land setzt, glaubt man allerdings in einem anderen Erdteile zu sein. Die Menschen sind vorwiegend blond, stiller, gefälliger, schlicht und bescheiden. Kinder eines kargen Bodens, dem bauernmäßig der Ertrag abgerungen werden muß. Niemand reißt dich an, und du kannst das Mosaikwunder und den lieblichen Säulenhain Monreales unbehelligt von billiger Führerweisheit genießen. Fährt man dann kreuz und quer durch die Insel, so begreift man freilich nicht, wie dies bis auf den blühenden östlichen Küstenstrich armselige Eiland einst Italiens Kornkammer heißen konnte, bis man aus seiner Geschichte sich wieder vergegenwärtigt, welches Völkerkonglomerat im Laufe der Jahrtausende Raubbau auf ihm trieb. Die Vegetation der Wellenhügel zwischen Roccapalumba bis Girgenti ist erschreckend dürftig — außer grotesken Kakteen, die wie Unkraut wuchern, sieht man fast keine grüne Farbe, die Schwefelgruben zeugen von der spartanischen Bedürfnislosigkeit ihrer Heloten. Dabei ist aber das auf glühenden Steinstraßen in die Höhe der Felsennester, wie Girgenti und Castrogiovanni, hinauf strebende Volk lustig und hockt in Scharen, hinter dem geduldig ziehenden Esel, auf der buntbemalten sizilianischen Karre, die Bilder aus Dantes „Divina Comedia“ — mit Angabe von Gesang und Szene — trägt.

Ich will dir nicht widersprechen in der großen Begeisterung für die Tempelruinen der altgriechisch-dorischen Kolonie Akragas, deren vom 6. Jahrhundert vor Christi zeugende, gigantische Architektonik auch mich packte, obwohl das allerorten verwandte unedle Steinmaterial doch etwas enttäuscht. Von ganzem Herzen aber vermag ich nur einzustimmen in den Lobgesang auf das grandiose Erlebnis Taormina. Wie herrlich windet sich hier aus unüberfehbaren Orangenhainen und Zitronenwäldern die von Syrakus über Catania bis zum noch immer Spuren der Verwüstung zeigenden Messina die Ostküste in Duft und Farbe hüllen, der weiße Weg hinauf zum griechischen Theater! Wie schweift der Blick entzückt von den höchsten Stufen der Sitzreihen hinüber zum schneeigen Gipfelmassiv des Aetna, der von einer leichten Rauchwolke gekrönt ist, bisweilen fast an den Fuji-Yama gemahnend; wie zieht es unser Auge magisch hinab in das blaugrüne Jonische Meer, aus dem die sieben Kyklopeninseln — jene Felsblöcke hervorragen, die der geblendete Polyphem dem absegelnden Odysseus nachschleuderte, und in deren Nähe einst die schöne Nymphe Galatea um ihren gemordeten Geliebten Acis weinte.

Auf blockebestreuten Steilhängen grasen die Ziegen; im palmenüberdachten Schattenwinkel einer ruinenhaften Straßenmauer bearbeitet ein ob seiner Kunst stolzer Pifferaro seinen Dudelsack; vor seinem steinhaufenähnlichen Hause sitzt behaglich ein Alter, zu Füßen umlagert von einer ganzen Schweinefamilie, gleich Hunden: Eumaios — göttlicher Sauhirt! Fürwahr, hier ist klassischer Boden! Kein mehr oder weniger kulissenhaftes Panorama von Ausgrabungen, bei dem von hundert Beschauern kaum drei Ahademikern die Antike wirklich lebendig wird. Hier greift die göttlich ewige Natur tief hinab in das Schattenreich, die Sagenhöhlen und Schluchten der Alten — strahlt Mythos und huschen Dryaden durch unsere Wachträume.